

Der Prolo-Touch

*Warum sind die
Nachmittags-Talkshows
so anstößig*



Barbara Sichtermann

Die „alten“ sach- oder personenbezogenen Talkshows der öffentlich-rechtlichen Sender wie *Drei nach neun* oder *Leute haben die Kritik* zwar auch schon angestachelt; man ärgerte sich über das viele belanglose Gerede und hatte offenbar das Bedürfnis, für eine Füllung der Sendezeit mit interessanterem Inhalt zu plädieren. Aber im Großen und Ganzen stießen diese vereinzelt Vorläufer des heutigen breiten Talkshow-Angebotes auf Akzeptanz und sogar auf Sympathie. Das tun „seriöse“ Shows, die von Alfred Biolek oder Roger Willemsen moderiert werden, immer noch. Beim so genannten Affektfernsehen, bei den „Daily-Talks“, ist das nicht so –, obwohl sie sich inzwischen als fester Programmbestandteil etabliert und mehrere Studien ihnen allgemeine Sozialverträglichkeit attestiert haben. Man regt sich auf – zwar nicht mehr über das viele „Gerede“, sondern über das „fürchterliche Gequatsche“ – und erblickt in der Inflation von Talk-Formaten quer durch die Kanäle vom Mittag bis zur Kaffeezeit einen Indikator für den Niveauverfall des Gesamtprogramms.

Warum Talkshows kritische Stimmen aus allen Bereichen der Gesellschaft, aus der Presse und aus den Kirchen, aus den Landesmedienanstalten und den Universitäten, aus Frauenverbänden und Schulen herausfordern, ist nicht so ganz klar. Trauriges Niveau gibt es immer wieder und nicht nur im Fernsehen. Ihre wechselnde und häufig enttäuschende Qualität kann nicht der Grund für die Dauerbeargöhnung der „Daily-Talks“ sein. Es muss noch etwas anderes dahinter stecken.

Vorweg: In einer breit angelegten Untersuchung über die Wirkung der Daily-Talks auf Jugendliche hat das Hans-Bredow-Institut Hamburg in Zusammenarbeit mit zwei Universitäten allgemeine Entwarnung gegeben: Die Themen entstammen keineswegs, wie vermutet, vorwiegend Tabubereichen wie Sex oder Kriminalität; diese heiklen Bezirke kommen vielmehr nur zu geringen Prozentsätzen vor. Es dominieren Themen, die sich in sozialen Innenräumen wie Familie, Partnerschaft und Freundschaft bewegen; ferner sind unverdächtige Fragen nach Gesundheit, Lebensstil, Aussehen und Mode lebhaft vertreten. Die Fähigkeiten der Jugendlichen, mit dem Angebot „Nachmittags-Talkshow“ so umzugehen, dass unerwünschte Lerneffekte wie Vorurteilsbildung und Gewaltbereitschaft vermieden werden, scheinen ausgeprägt. Es gibt schichtspezifische Differenzen; im Allgemeinen aber können Jugendliche den Talkshows und der Art, wie zwischenmenschliche Probleme dort gewälzt werden, eine eigene, kritisch differenzierende Perspektive entgegensetzen.

Viele Beobachter des Fernsehprogramms haben sich das so oder so ähnlich schon länger gedacht. Der Jugendschutz war nie der (wahre) Grund, warum Daily-Talks so viel Staub aufwirbeln. Was diese Shows anstößig macht, ist

etwas anderes: Es ist ihr durch kein Getue und keine verbale Kosmetik mehr verbrämtes *Unterschichten-Temperament*, ist die erstmals im deutschen Fernsehen unverstellt hervorbrechende Proletenhaftigkeit.

Vielleicht stutzt der Leser jetzt – und mag nicht zustimmen. Er denkt an den Fernsehspott, insbesondere an den Fußball, und an andere populäre Sendungen wie Rateshows und Volksmusik. Auch diese Formate sind für breite Bevölkerungsschichten konzipiert; sie holen auch den unkultiviertesten Grobian und die ungebildetste Hausfrau noch da ab, wo sie stehen. Der Unterschied ist nur: Die verbale Gestaltung dieser Sendungen, also Moderation, Interviews, Kommentare, bleibt in den Händen der wohl-erzogenen Mittelschichtvertreter. Und wenn der eine oder andere Fußballspieler nicht der begnadetste Redner ist, so verzeiht man ihm das gern, wenn er gut kickt.

In der Talkshow hängt aber, wie der Name des Formates schon sagt, alles von den *Worten* ab, die gesprochen werden, sowie von den *Gesten*, die sie unterstreichen. Die Rhetorik und die sie begleitende Motorik also sind entscheidend, und es kommt keineswegs vor allem auf den Moderator an. Wichtiger sind die Gäste. Was sie sagen und vertreten, macht die Show zur Show –, wobei es sich von selbst versteht, dass nicht nur die Worte zählen, sondern erst recht die dahinter steckenden Überzeugungen, Erfahrungen, Erkenntnisse und Wertvorstellungen. In diesem immateriellen Bezirk der Gedanken und Urteile sollen sich spannungsreiche Konflikte herstellen und entladen, allein davon hängt die Attraktivität der Sendung ab. Und zwar sind es jetzt nicht mehr reflektierte Vertreter höherer Bildungsschichten, die hier ihre Meinungen vortragen, sondern Leute aus dem Volk. Das macht die Daily-Talks als Phänomen interessant, für das Publikum manchmal (wenn es gelingt, ein Thema zu entfalten) attraktiv und für die gebildeten Schichten, die es gewohnt waren und sind, *ihren* Werthaltungen und Ästhetiken im Fernsehen wieder zu begegnen, problematisch, unerträglich oder sogar bedrohlich.

Anfangs hat man die einhellige Ablehnung, auf die das Affektfernsehen gleich nach seiner Implementierung bei Intelligenzblättern und Kulturkritikern stieß, als Geschmacksurteile missverstanden. Natürlich *waren* die Geschmäcker der feiner Empfindenden wirklich beleidigt, als Tante Erna und Onkel Gustav



nachmittags um vier lautstark über die Frage stritten, ob auch Frauen untreu sein dürfen. Aber das beleidigte Gefühl für gute Manieren hätte die Empörung der schöngeistigen Eliten allein nicht erklärt. Es kam etwas hinzu, was ihnen selbst wahrscheinlich nicht bewusst war und was sie heute immer noch ungern eingestehen: der Schreck darüber, als Programm-Macher und Tonangeber entmacht zu sein.

Nun muss man einräumen, dass die Moderatoren und Moderatorinnen auch dann, wenn sie sich wie Bärbel Schäfer oder Arabella Kiesbauer manchmal einer flapsigen, unverblümten Sprache bedienen, gut erzogene Vertreter der ehrgeizigen Mittelschicht geblieben sind. Der Punkt ist aber: Sie bestimmen mit ihren Interpretationen und Interventionen immer weniger die kognitiven Valenzen, die affektiven Farben und die agonalen Spannungen ihrer Sendungen. Sie treten zurück. Am ehesten behält noch Hans Meiser die Fäden in der Hand, aber auch seine Gesprächsführung wird lässlicher, weil auch er im Zuge des populären Confro-Talks genötigt ist, den verbalen, mimischen und gestischen Temperamentsausbrüchen sei-





ner Gäste mehr Raum zu geben. Und das, womit dieser Raum gefüllt wird, sind Verkehrsformen und Konfliktbewältigungsversuche einer Unterschicht, von der wir – wir Intellektuellen und Medienleute, die wir Fernsehen machen und kommentieren – gar nicht mehr wissen wollen, dass es sie gibt.

Das war vielleicht einer der tieferen Gründe für die Abscheu, auf den die Daily-Talks von Anfang an stießen: dass diese Shows uns unmissverständlich demonstrieren: Wir leben immer noch in einer Klassengesellschaft. Trotz formierter, einheitlicher Gesellschaft, trotz formatierter einheitlicher Fernsehprogramme, trotz Untergang des Marxismus und weit reichender Chancengleichheit gibt es so etwas wie Klassen oder Schichten mit deutlichen Unterschieden in der Art der Artikulation, Selbstdarstellung und Realitätsverarbeitung nach wie vor. Natürlich hatte, wer wollte, dies immer schon wissen können, aber es ist, wo die Normalität und nicht kriminelle Abweichung oder pathologische Grenzgänge verhandelt werden, einfach kein Thema mehr. „Prolo“ gilt heute als wählbares Attribut, als Attitüde. Dass es in Wirklichkeit nach wie vor Schicksal ist, wenn Menschen mit ihrer Geburt und durch ihr Milieu auf einen Weg gesetzt werden, den zu verlassen ihnen in der Regel die Kraft fehlt – das wird nicht so gerne zugegeben. Wer nichts gelernt hat und schlechter verdient, hat es sich selber zuzuschreiben. Eine Klassenfrage existiert nicht mehr. Und dann wird die Bühne des Fernsehens plötzlich von Leuten besetzt, die hörbar und ersichtlich keine Kinderstube haben. Die nicht gelernt haben, Person und Sache zu trennen. Die eine Vulgärsprache pflegen, dass es einem die Schuhe auszieht. Die sich, wenn man sie in die Enge treibt, verbal, mimisch und gestisch wie die Kesselflicker kloppen. Sicher

kannte man solche Gestalten aus Comics und Krimis. Aber im wirklichen Leben? Da wissen wir doch, was sich gehört. Jedenfalls, wenn wir uns in ein Fernsehstudio trauen.

Der ästhetische Schock über den Auftritt der Unterschicht im Fernsehen sitzt deshalb so tief, weil das Überraschende am Prolo-Touch des Affektfernsehens und des Confro-Talks seine fraglose Attraktivität und Quotenträchtigkeit ist. Stieße diese Ausstellung des schlechten Benehmens überall auf Ablehnung, wäre sie längst vom Bildschirm verschwunden. Aber sie macht Eindruck. Das Proletariat sieht und hört sich selbst gern auf dem Bildschirm schimpfen. Die Mittel- und Oberschicht schaltet mit leichtem Grusel auch ganz gern zu. Jugendliche erklären den einen oder anderen Moderator zur Kultfigur und freuen sich auch dann an ihm, wenn seine Sendung entgleist. Die kritischen Eliten schütteln die Köpfe. Was sie nicht verstehen, ist, warum dieser Quatsch Erfolg hat. Dabei ist die Erklärung ganz einfach. Bei Themen wie: „Ich bin bekennender Hundehasser“, „Mir widersteht keine Frau“ und „Dicke sind eine Beleidigung für das Auge“ werden Alltagsfragen von und mit Alltagsmenschen durchgehehelt, die just dieselbe Publikumsaufmerksamkeit zielgenau erregen, die sich früher an die Briefkastentanten der Illustrierten wandte und noch früher an die Klatschrunden auf dem Marktplatz. Leute, die das betreffende Problem – hundefeindlich, unwiderstehlich oder dick zu sein – haben, gucken ebenso gern hin wie solche, die froh sind, es nicht zu haben. Und die Erwartung, eine Show geboten zu kriegen, in der die feine Lebensart mal nicht dominiert, spitzt die Neugier zusätzlich an.

Was die Hoffnung der kritischen Eliten, die Nachmittags-Talkshows würden mangels Niveau bald wieder aus dem Programm verschwinden, zusätzlich enttäuscht, ist die Tatsache, dass die von manchmal überforderten, manchmal aber auch geschickt taktierenden Moderatoren inszenierten Shows keineswegs immer daneben geraten. Sie haben nicht viel Stil, sie haben keinen Schliff und vielleicht kein „Niveau“. Aber sie sind nicht durch die Bank blöd. Was die studierten Leute sich nicht träumen ließen, ist, dass die Gäste von Bärbel Schäfer, Andreas Türck und Arabella Kiesbauer, so erkennbar schlicht ihr bildungsmäßiger Hintergrund sein mag, doch häufig eine irritierende Intelligenz erkennen lassen. Sie sind, keineswegs durchweg, aber auch nicht seltener als



Gäste mit Abitur, schlagfertig, wortgewandt, nachdenklich, ehrlich, witzig. Andere wieder schneiden auf, spinnen 'rum, machen Sprüche oder verweigern sich. Im Großen und Ganzen präsentiert sich die Unterschicht im Fernsehstudio auch nicht anders als die Intelligenzia oder die politische Klasse. Allerdings benutzt sie völlig andere Ausdrucksmittel. Der Neuheitsreiz, der von diesen Mitteln ausgeht, macht einen Gutteil der Attraktivität dieser Shows aus. Der Prolo-Touch ist es, der das Publikum lockt – und nicht die empirisch widerlegte Ballung heikler Themen.

Was ist nun das Tolle am Prolo-Touch? Es ist das Überwiegen der Show über den Talk, der Emotion über den Gedanken, des Mimos über den Logos. Das kennen wir von Sport und Musik längst – aber dort ist es normal, gehört es hin, verwundert es niemanden. Bei einer Sendung, die ein Thema, ein Problem oder Konfliktfeld ausmessen oder verhandeln will, liegt der Schwerpunkt auf dem *Argument*. Das *Gefühl* darf unterschwellig rumoren, aber nicht dominieren. In den Nachmittags-Talkshows hat es sich von Beginn an eine tragende Rolle erstritten.

Das ist für die alten Eliten aus der Zeit des Monopols öffentlich-rechtlicher Sender schwer hinnehmbar, weil es zu ihrer *Raison d'être* gehört, dem Vernunftgrund seinen Stichtenscheid zu sichern, vor allem in Talkshows, und die Irrationalität des Gefühls in die Fiktion abzuschieben. Das Publikum aber weiß, dass sich die Konflikte des Alltags, von der Einstellung zu Hunden, über die erotische Selbstinszenierung bis hin zu Fragen des Körpergewichts über die Vernunft weder herausbilden noch lösen. Es hat die Erfahrung gemacht, dass es Gefühle sind, die das Alltagsverhalten in Zweifelsfällen steuern und bleibt deshalb seinen Daily-Talks, wo es

diese Steuerungsfunktion wieder findet, mit beachtlichen Quoten treu.

Ja, aber *lernt* es denn dann etwas dazu? lautet die besorgte Frage verantwortungsbewusster Fernsehmacher. Die privaten Kanäle fragen nicht so. Sie wollen die Quote – nicht um jeden Preis. Aber einen gewissen Hautout in Richtung leichter Anstößigkeit und Prolo-Touch nehmen sie in Kauf. Das macht ihnen nichts aus. Schließlich haben sie, wie ihr Chefideologe der ersten Jahre, Helmut Thoma, einmal gesagt hat, „den Zuschauer entdeckt“.

Der Trend, der aus den USA kommt, geht noch viel radikaler als in unserem vergleichsweise braven Affektfernsehen auf die Konfrontation zu. Im Studio werden Menschen aufeinander losgelassen, die alte Rechnungen zu begleichen haben und von der Präsenz des je anderen zuvor nichts wissen. Der Schreck und die Wut, wenn sie einander wieder sehen, ist der Thrill, der das Publikum am Schirm hält: Da wird sie geliefert, die heiße Ware, die man menschliche Erregung nennt. Eine Steigerung ist es dann, wenn die Feinde einander anschreien, in Tränen ausbrechen oder anfangen, sich zu prügeln. Für solche Fälle stehen Sicherheitskräfte bereit, um die Kampfahne zu trennen und Mord und Totschlag zu verhindern. Beliebte sind auch (manchmal live) Enthüllungen vor laufender Kamera. „Ich bin dein Sohn, du hast mich nach meiner Geburt zur Adoption freigegeben.“ Die Mutter, auch all' die anderen Kandidaten, die da ins Studio gehen, um die Nerven zu verlieren oder zusammenzubrechen, wissen, dass „eine Überraschung“ auf sie wartet; sie werden – jedenfalls in der Regel – nicht in aller Öffentlichkeit reingelegt. Sie dürfen auch jederzeit aus dem Studio rennen. Besser ist natürlich, sie bleiben da und bieten das Gewünschte: Hass, Zorn, Verzweiflung, manchmal auch Rührung oder große Gesten der Menschlichkeit. Für das Publikum und die Ma-





cher zählt nur die „Stunde der wahren Empfindung“. Die Gäste sind sich dessen bewusst und begreifen sich auch durchweg als Mitspieler bei einer Art Zirkusveranstaltung. „Die ganze Welt ist Bühne“, sagte einst der Dichter. Heute heißt es: „Das ganze Leben ist ein Quiz.“ Aber das stimmt auch nicht mehr. Es ist eine Talkshow. Und die ist um so doller, je weniger wortmächtig die Beteiligten sind, je eher sie, um ihren Standpunkt durchzusetzen, die Faust heben.

Unter moralischen Gesichtspunkten wird die Bloßstellung von Gästen vor der Kamera zum Zwecke der Unterhaltung in Europa noch ziemlich einhellig abgelehnt. Das prüde Amerika, das keine nackten Brüste zeigt, gestattet sich das Obszöne, indem es Menschen vorführt, die ihre Fassung verlieren. Ob es – bei uns – so weit kommt, ist fraglich. Das so genannte Ekel-TV würde hier an allerlei Kontrollen und vielleicht auch an der Abwehr des Zuschauers scheitern. So mindestens kann man hoffen. Allerdings gibt es auch hierzulande Tendenzen in die „Ekel“-Richtung.

Provozierten die Talkshows der ersten Jahre Publikum und Kritik durch gewagte Themen wie Sado-Maso, Promiskuität oder Fetischismus, so ist nach einigen strengen Verweisen die Thematik unverfänglicher, der Debattenstil aber aggressiver geworden. Elemente des amerikanischen Confro-Talk wie etwa die unerwartete (als mögliche „Überraschung“ angekündigte) Gegenüberstellung einer Mutter mit ihrem vor Jahrzehnten weggegebenen Kind oder eines Mannes mit einer schnöde sitzen gelassenen Ex-Verlobten, erleben wir in den Nachmittags-Talks jetzt auch. Es ist klar, worum es dabei geht: Der kostbare menschliche Rohstoff

unverstellter Bestürzung, Angst, Schuld, Reue oder, besser noch, Zorn und Raserei, soll angezapft und dem voyeuristischen Publikum zur Aufregung und Entrüstung hingeworfen werden. Durch solche Übergriffe auf die wirklichen menschlichen Leidenschaften, egal, wie freiwillig die Gäste und Mitspieler sie preisgeben, erniedrigt sich das Fernsehen mit seinen Kameras zur Paparazzo-Perspektive. Es verschleißt und prostituiert scheinbar „echte“ menschliche Emotion, die in dem Moment, in dem sie zum Stoff eines Fernsehprogramms wird, ihre Authentizität verliert und Showeffekt wird. Das Fernsehen kann es anstellen, wie es will, es kriegt das „wirkliche Leben“ nie „rein“ zu fassen. Auch die versteckte Kamera liefert einen Programmpartikel und keinen Lebenspartikel ab.

Es bleibt dabei, dass sich das Publikum am Affektfernsehen ergötzt; ästhetische oder moralische Bedenken sind seine Sache nicht. Oder doch? Es gibt auch, seitens eines kritischen Publikums und bemühter Moderatoren, die ihre Zuschauer nicht verlieren wollen, den hartnäckigen Versuch, den Talk gegenüber der Show zu stärken und dem Argument, auch wenn es so aussieht, als sei alles zu spät, wenigstens etwas von seinem Rang und seiner Würde zurückzuerstatten. Dafür spricht die frappante Strukturähnlichkeit vieler zur Zeit laufender Daily-Talks mit Gerichtsszenen (und -filmen). Ein Gast mit einer extremen Einstellung steht im Mittelpunkt: Er hasst Hunde und wirbt für seine Auffassung. Die Moderatorin begrüßt ihn und fordert ihn auf, seinen Standpunkt zu erläutern. Er legt los und bekommt reichlich Zeit für seine Selbstdarstellung. Dar-

auffin wird ein zweiter Gast, eine Hundezüchterin, hereingeführt. Sie darf ihr Verhältnis zu Hunden ebenfalls ausführlich darlegen. Weitere Gäste betreten die Studiobühne. Es sind Hundebesitzer und Opfer von Hundebissen, es ist eine Anthropologin dabei, die das Verhalten von Menschen zu Hunden untersucht hat und etwas darüber zu sagen weiß, wie alt und erfolgreich die Zusammenarbeit von Mensch und Hund im Laufe der Geschichte war. Das Publikum darf sich auch äußern. Es verurteilt mehrheitlich den Hundehasser, der noch einmal versucht, seine Meinung zu verteidigen, damit aber keine weiteren Punkte macht. Die Moderatorin wirbt für Toleranz, gegenüber Hunden und Hundehassern, sofern letztere ihrer Abneigung nicht mit Gewalt Geltung verschaffen. Die Sitzung wird geschlossen.

Das Resultat: Ein Gespräch, selbst ein Streit, hat eigentlich nicht stattgefunden. In z. T. vorbereiteten Plädoyers haben die Beteiligten ihre Sicht der Dinge geschildert, Zeugen und Experten wurden einvernommen und am Schluss sprachen die Geschworenen – das Publikum – ihr Urteil. Die Rollenverteilung unter den Gästen einer Talkshow ist der einer Gerichtsverhandlung natürlich nicht akkurat analog – aber eine Verwandtschaft ist deutlich. Und es ist bestimmt ein gutes Zeichen, dass die einigermaßen „zivilen“ Talkshows, die im deutschen Fernsehprogramm immer noch weit überwiegen, versuchen, sich durch Anleihen bei Gerichtsfilmern oder -serien ihren Spannungsnachschub zu besorgen, anstatt durch forcierteren Seelenstriptease ihrer Gäste.

Es ist schwer zu sagen, wo das alles enden wird. Einige der schwersten Vorwürfe gegen das Affektfernsehen aber sind widerlegt: Die Gäste werden – in der Regel – *nicht* unfreiwillige Opfer infamer Strategien der Moderatoren, sondern sie wissen, worauf sie sich einlassen. Und sie behalten auch dann, wenn ihre tiefsten Kümernisse zum Thema gemacht werden, das Bewusstsein, in einer Show mitzuspielen – wahren also durchaus innere Distanz zum Geschehen. Der Grenzgang zwischen „echter“ Betroffenheit und kalkuliertem Spiel macht sogar einen Hauptreiz dieser Shows aus. So sehen es auch die Zuschauer. Nur wenige nehmen alles, was ihnen da vorgeführt wird, als peinlichen Wirklichkeitsausschnitt oder gar als vorbildhafte Lebenshilfe. Die meisten *wissen*, dass es sich um Inszenierungen handelt und machen sich einen Spaß daraus. Die Unterschichtsprä-

che und die Neigung zum Fahrenlassen aller Höflichkeit haben sich als weitere Attraktivitätsmerkmale dieser Shows herausgestellt. Eine Gefahr liegt allerdings in der Verführung mancher Talk-Redaktionen, es den Amerikanern gleichzutun und ihre Gäste in gestellt-„echte“ Situationen der Erschütterung und der Fassungslosigkeit hineinzutreiben. Hierzulande sind solche Versuche einstweilen vereinzelt geblieben; das erkennbare Bemühen seriöser Talkshowmacher, ihre Themen mit Grund und Gegengrund wie vor Gericht zu verhandeln, zeigt, dass sich hier in Europa die Tradition der Aufklärung, d. h. des Versuchs, Problemen und Geheimnissen mit der *Vernunft* auf den Leib zu rücken, gegen die Inszenierungsversuche purer Gefühlsaufwallungen behauptet.

Das Interesse an der Erörterung des Pandämoniums alltäglicher Sonderfälle, Katastrophen, Abnormitäten und Selbstverständlichkeiten wird so schnell nicht abnehmen. Den Redaktionen werden immer neue Kniffe einfallen, um ihre Sendungen neu durchzustylen und zu designen, und dass sie dabei dem Mann und der Frau von der Straße eine Bühne bieten, geht voll in Ordnung. Das, was auf dieser Bühne zur Sprache kommt und sich im Affekt entlädt, sollte – als Thema, als Konflikt, als Grund für den Affekt – immer „grenzgangfähig“ zwischen Betroffenheit und Spiel bleiben. Wenn das Augenzwinkern nicht mehr möglich ist, weil etwa persönliches Leid, über das gesprochen oder Wäsche, die da öffentlich gewaschen wird, gar zu schmutzig ist, dann hat das Medium Fernsehen seine Kompetenzen überschritten. Auch Pfarrer Fliege ist, in seiner Sendung, ein Fernsehmoderator und kein Beichtvater. Meiser & Co. sind und bleiben Showleute – sie werden auch dadurch nicht zu Richtern, dass sie ihre Sendungen wie Prozesse durchführen. „The show must go on“ heißt auch: Sie, die Show, muss Spiel bleiben.

Barbara Sichtermann ist seit zwölf Jahren

Fernsehkritikerin bei der Zeit.

Sie lebt als Hörfunk- und Buchautorin in Berlin.